



Das Wohnhaus von Ludwig Nickl mit Ökonomie, Waschhaus und einer Wohnbaracke (rechts).
Foto: Familienarchiv Ludwig Nickl

„A bissl a Capo war ich schon immer ...“

Ludwig Nickl ist Nachkomme des Torfunternehmers, nach dem der Ort benannt wurde. Er ist zusammen mit Ludwig Ehrenreich Mitherausgeber der Chronik „Nicklheim. Das Dorf im Moor“, welche 1976 erschienen und heute vergriffen ist. Seine Recherchen zur Familiengeschichte stellte er im Rahmen der Erzählabende des Zeitzeugenprojekts bei einem Vortrag unter dem Titel „Wie Nicklheim zu seinem Namen kam“ vor. Das folgende Interview enthält Lebenserinnerungen des heute Siebzigjährigen, der Zeit seines Lebens in Nicklheim wohnt. Seine Erzählungen handeln von seiner Kindheit auf dem einzigen Bauernhof mit Milchviehhaltung, Metzgereibetrieb, Gastwirtschaft und Kramerladen in Nicklheim, seiner sozialen Stellung im Ort und von der Familiengeschichte im Hinblick auf die Entwicklung des Dorfes, das den Namen seiner Familie trägt. Als Ort des Interviews wählte Ludwig Nickl ganz bewusst die Nicklheimer Kirche.

Ich bin 1941 in Rosenheim geboren, eine Woche nach der Geburt nach Nicklheim gekommen und lebe seit dieser Zeit ohne Unterbrechung hier.

I: Sie sind Kirchenpfleger der Nicklheimer Kirche. Seit 37 Jahren gehöre ich der Kirchenverwaltung an, 18 Jahre davon als Kirchenpfleger. Die Kirche kenne ich in- und auswendig – die Familie Nickl hatte immer eine sehr intensive Verbindung zur Kirche. Ohne meinen Großvater gäbe es in Nicklheim vermutlich keine Kirche. Der Grund und Boden, auf dem Kirche, Friedhof, ein weiteres Grundstück für eine Friedhofserweiterung und die Schule stehen, sind Schenkungen meines Großvaters und meiner Großmutter an die Kirchenstiftung Nicklheim bzw. an die ehemalige Gemeinde Großholzhausen. Der Nickl'sche Grundbesitz umfasste damals etwa 56 Tagwerk ausgetorfte Moorflächen rund um unser Haus. Davon gingen die Schenkungen weg.



Kirche und Schule 1936.

Fotoarchiv Familie Ludwig Nickl

I: Sie tragen den Namen der Ortschaft. Einer Ihrer Vorfahren war der Namensgeber von Nicklheim. Bedeutet das für Sie eine Verpflichtung gegenüber dem Dorf?

Von einer Verpflichtung möchte ich hier nicht reden, eine solche gibt es auch nicht. Aber von der moralischen Seite her und aus meinem Herzen heraus fühle ich mich eng mit Nicklheim verbunden. Mein Großvater, Ludwig Nickl, war der eigentliche Gründer Nicklheims. Sein Bruder, Michael Nickl, verkaufte seinen Besitz hier¹⁵ und zog nach Schleißheim, war bald wieder weg, und hatte somit keine allzu engen Bindungen an Nicklheim. Mein Großvater hingegen blieb hier, bis er bedingt durch die aufkommenden politischen Unruhen nach dem Ersten Weltkrieg im April 1919 aus Nicklheim flüchten musste. Er wurde von den Roten Garden gesucht und musste über Nacht Nicklheim verlassen. Nach seiner Flucht löste die Saline frist- und entschädigungslos seinen Akkordvertrag vorzeitig auf - dieser wäre noch bis zum Jahre 1923 gelaufen - und am 01. Mai 1919 musste er dann auch seinen gesamten Betrieb in der Hochrunstfilze an die Saline übergeben. Erst drei Jahre später, im Mai 1922, mitten in der Inflationszeit, bot ihm nach langen Verhandlungen die Saline eine Entschädigungszahlung an, mit der er sich aufgrund der fortschreitenden Geldentwertung lediglich noch ein paar Kühe kaufen konnte. Das war dann sein Lebenswerk für das er hart gearbeitet hatte. Können Sie sich das vorstellen? Trotzdem kam er zehn Jahre später, im April 1929, wieder zurück in die Filze. Genau ein Jahr später erlitt er hier in der Nicklheimer Kirche einen Herzinfarkt, an dem er noch am selben Tag verstarb. Es sind gewisse Herzensbindungen,

die ich zu ihm habe, wenn ich sehe, wie engagiert, zielstrebig und erfolgreich er war, als der „Mann der Filze“, auch wenn ich ihn selbst nicht gekannt habe. Er hatte seinen eigenen Betrieb in der Hochrunstfilze und als sein Bruder Michael fortging, wurde ihm auch die Akkordantenstelle in der Kollerfilze angeboten. In dieser Zeit war er sozusagen der „Herr in der Filze“. Das ist 1919 leider vorzeitig zu Ende gegangen, er musste flüchten. Mithilfe des damaligen Bürgermeisters Andreas Prechtel aus Raubling gelang es ihm, Nicklheim unerkannt zu verlassen, sonst hätte er um sein Leben fürchten müssen. Im Buch von Ludwig Kögl „Revolutionsjahre in Bayern“ wird sein Sohn Josef Nickl zitiert. Er war lange Zeit Lehrer in Höslwang. Ihn haben sie in Neubauern im Schloss eingesperrt, jeden Tag auf die Innbrücke geführt und ihm gesagt, sie erschießen ihn, wenn er nicht verrate, wo sich sein Vater befindet. Aber er hatte es wirklich nicht gewusst.



Ludwig und Therese Nickl mit ihren Kindern.
Fotoarchiv Familie Ludwig Nickl

I: Woher wissen Sie diese Familiengeschichte so genau?

Bei uns wurde sehr viel aufgeschrieben. Viele Aufzeichnungen und Dokumente meines Großvaters über seine finanziellen Investitionen, wie viele Leute er beschäftigte, wie und wann er entschädigt wurde, sind im Original erhalten. Meine Großmutter lebte recht lange. Das Haus, in dem ich jetzt wohne, war die Gastwirtschaft. Zwei Häuser weiter wohnte meine Großmutter. Ich war oft bei ihr, bin bei ihr aufgewachsen. Sie hat viel erzählt, ebenso Tante Babett. Sie war die mittlere Tochter meines Großvaters, oft in

Nicklheim und mit einem Lehrer verheiratet. Und mich hat die Geschichte unserer Familie und des Ortes schon immer interessiert. Bei der Herausgabe der Chronik stand ich auch in Verbindung zum Historischen Verein in Rosenheim, besitze Unterlagen aus dem Staatsarchiv und tausche mich mit den Nachkommen des Michael Nickl aus, die das Gartencenter in Rosenheim betreiben.

Zuerst kam 1876 mein Urgroßvater Josef Nickl mit seiner Familie hierher. Er erschloss das Torfgebiet mit Gleisen im Auftrag der Bahn als Vorarbeiter. Als die Bahn auf Kohlenfeuerung umstellte, wurde der Torfbetrieb an ihn verpachtet. Er wurde nach dem Ausscheiden von Josef Siegner aus dem Akkordverhältnis selber Akkordant zusammen mit seinem Sohn Michael. Josef Nickl hatte elf Kinder. Als das zwölfte Kind Josef geboren war, zog er nach Raubling, wohnte im heutigen Kapellenstüberl. Mein Großvater hat 1907 das erste gemauerte Haus in Nicklheim gebaut, in dem ich heute noch wohne. Oben ist Fachwerk, unten Ziegelbau, nur ein Teil ist unterkellert. Der Keller führte direkt vom ehemaligen Bahngleis (heute die Neue Kreisstraße) aus ins Haus, so konnte man mit dem Rollwagen vom Gleis her das Bier in den Keller fahren. Diese Kellereinfahrt sieht man heute noch.



Josef und Margarete Nickl, 1885
Fotoarchiv Familie Ludwig Nickl

Mein Vater heiratete erst mit 48 Jahren, mit 53 Jahren, am 2. Dezember 1948, verstarb er ganz plötzlich an einem Herzinfarkt. Ich war gerade mal sieben Jahre alt, mein Bruder zwei. Und meine Mutter stand mit dem ganzen Betrieb allein da: einer Gastwirtschaft, einer Landwirtschaft, einer Metzgerei und einem Kramerladen. Sie führte die Betriebe nach dem Tod meines Vaters zusammen mit zwei Geschwistern weiter. Sie stammte aus der Gastwirtsfamilie Kreckl in Großholzhausen. Ihr Bruder Sepp zog zu ihr nach Nicklheim, er übernahm die Landwirtschaft und als Metzgermeister auch die Metzgerei. Ihre Schwester, die Liesbeth, führte mit ihr die Gastwirtschaft; der Kramerladen wurde an die Familie Zinner verpachtet. Erst nach Pachtende betrieb sie den Kramerladen wieder selbst.

I: Sie sind 1941 geboren. Haben Sie Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit?

Dunkel erinnere ich mich an den „Führer-Zug“, so nannten wir ihn immer. Heute wird er korrigiert auf „Göring-Zug“¹⁶. Da gibt es verschiedene Bezeichnungen. Ich weiß noch, dass die Leute, die den Zug bewachen mussten, alle bei uns einquartiert waren, einer davon, ein Berliner, hieß Ottokar. Und ich kann sagen: Bei dem Zug standen uns Tür und Tor offen. Wir hätten von den Bewachern alles bekommen. Doch jetzt muss ich meinen Vater beschreiben: Er war ein sehr besonnener, großzügiger, vorsichtiger, in gewisser Hinsicht auch misstrauischer Mensch. Aber er war - auf gut bayrisch ausgedrückt - auch ein „Schisser“, wenn es um Risiken ging. Was haben sie uns alles aus dem Zug angeschleppt: Kristallgeschirr, wertvolles Essgeschirr, Nähmaschinen, Uhren, Radio und vieles andere mehr. Das bekamen wir eben alles, weil die Bewacher bei uns einquartiert waren. Und als dann die Plünderung des Zuges anfang, wurde die Parole ausgegeben, alle seien beim Plündern beobachtet worden. Beim Bahnhofswirt in Raubling sei alles, was entnommen wurde, innerhalb von drei Tagen wieder abzuliefern. Wer abliefert, gehe straffrei aus. Der erste, und wohl einzige, der die Sachen ablieferte, war mein Vater. Alle anderen haben ihre „Beute“ nicht gebracht und behalten. Das Einzige, was uns von dem Zug geblieben ist, war wertloses Graffl wie blechernes Mitropa-

Geschirr und Barras-Decken. Ein Teil davon liegt heute noch bei uns auf dem Speicher.

Es waren sicherlich zwischen fünf und sieben Personen, die bei uns einquartiert waren: deutsche Soldaten, die den Zug bewachten. In der Wirtschaft hatten wir mehrere Fremdenzimmer, in denen sie nächtigten. Verköstigt wurden sie natürlich auch bei uns in der Wirtschaft. Der Zug stand sicherlich ein dreiviertel Jahr sehr versteckt hier und wurde auch mehrfach von Tieffliegern beschossen. Dort, wo er damals stand, ist heute kein dichter Wald mehr. Zu meiner Kindheit redete man noch vom ersten, vom zweiten, und vom dritten Holz, durch das man kam, wenn man nach Raubling fuhr. Das erste Holz vor der Autobahn, das zweite danach, das dritte dort, wo heute die ersten Raublinger Häuser stehen.

Mein Vater arbeitete bei der Handelsbank in Rosenheim, dem Vorläufer der Bayerischen Vereinsbank, war handwerklich sicherlich ein nicht besonders geschickter Mensch. In der Gastwirtschaft gab es z. B. einen Hackstock in unserer Küche, auf dem das Fleisch zerlegt wurde. Meine Mutter hat immer zu ihm gesagt: „Nimm bloß koa Hackl in'd Hand! Sonst iss' passiert“, wenn er das Fleisch zerlegte. Es sah die Küche hinterher immer schrecklich aus.

In Nicklheim war er ein angesehener und respektierter, sozial äußerst engagierter, hilfsbereiter Mensch und Wirt, war auch im Gemeinderat in Großholzhausen und dort sehr geachtet.

Er fuhr zur Arbeit nach Rosenheim. Während der Kriegszeit mit dem Gäuwagerl¹⁷, wir hatten immer Rösser. Ich weiß noch, wie ich mit meinem Vater öfter mit dem Gig¹⁸ nach Rosenheim zum Einkaufen fahren durfte. Bald hatten wir auch das erste Auto in Nicklheim. Während der Kriegsjahre wurde das Auto eingezogen, irgendwann haben wir es wieder bekommen. Es wurde „Behelfslieferwagen“ darauf geschrieben und wir durften es behalten für die Versorgung der Bevölkerung, weil wir ja die Gastwirtschaft hatten.

I: Hatten Ihre Eltern während der Kriegszeit in der Landwirtschaft ausländische Arbeitskräfte beschäftigt? Wir hatten zwei Polen, den Stefan und die Genoveva, und mehrere Franzosen. Sie halfen in der Metzgerei,

im Haushalt und in der Landwirtschaft mit. Sie wohnten über dem Stall. Ich weiß noch, dass meine Eltern fürchterliche Angst hatten, wenn bei uns eine Hausschlachtung anstand. Hausschlachtungen waren während der Kriegszeit verboten und die Franzosen, die ja über dem Stall schliefen, hätten es mitbekommen und meine Eltern anzeigen können. Da herrschte immer großes Misstrauen. Stall und Schlachthaus waren ja nur 15 Meter voneinander entfernt.



Das Landwirtschaftsgebäude
Fotoarchiv Familie Ludwig Nickl

Das landwirtschaftliche Gebäude habe ich 1968 abgerissen. Oberhalb der Ställe waren zwei komplette Wohnungen zunächst für die landwirtschaftlich Bediensteten, die später vermietet wurden. Stefan und Genoveva wohnten bei uns im Haus. An Stefan kann ich mich noch gut erinnern. Mein Vater misstraute ihm stets. Nach Kriegsende kam der Aufruf, alle Jäger müssten ihre Gewehre abgeben und nachdem bei uns immer die Jagerei zuhause war, hatten wir auch Gewehre. Um dies zu vermeiden, vergrub sie mein Vater, zuerst im Garten – drei Tage lang waren sie dort – dann bildete er sich ein, dass der Stefan ihm zugeschaut haben und er ihn anzeigen könnte. Er grub sie daher wieder aus, versteckte sie woanders. Der Clou war, dass das sicherste Versteck oben auf dem Kirchenspeicher war. Dort oben lagen die Gewehre vielleicht zwei Monate lang. Dann bildete sich mein Vater wieder

ein, dass ihn beim Verstecken doch jemand hätte beobachten können, holte sie also wieder herunter. Zuletzt vergrub er die Gewehre irgendwo im Wald und seitdem weiß keiner mehr, wo sie sind. Sie sind sicherlich alle schon verrottet.

I: Wie haben Ihre Eltern die Landwirtschaft nach Kriegsende weiterbetrieben?

Der Stefan ist erst nach dem Tod meines Vaters 1948 zurück nach Polen gegangen. Noch lange gab es einen Briefverkehr mit ihm, leider habe ich keinen der Briefe mehr. Er war eine treue Seele. Erst als der Onkel Sepp 1948 nach dem Tod meines Vaters die Landwirtschaft betrieben hat, ist es mit dem Stefan nicht mehr gegangen. Denn dann hat der Onkel Sepp angeschafft und der Stefan ist verschwunden. Die Franzosen sind gleich wieder nach Kriegsende in ihre Heimat zurück. Zu ihnen hatten wir danach keinen Kontakt mehr.

Unser Haus wurde 1907 gebaut, die Stallung 1911/ 1912, also relativ früh. Als die Franzosen und der Stefan weg waren, hat mein Onkel zunächst die Landwirtschaft bis zu seiner Heirat und seinem damit verbundenen Wegzug aus Nicklheim weiter betrieben – mit meiner Wenigkeit, muss ich dazu sagen. Denn bis kurz vor dem Abitur habe ich morgens und abends dreizehn Kühe zuerst von Hand, später mit der Melkmaschine gemolken, habe die Milch vor der Schule mit dem Traktor nach Raubling zum Millibankerl [Milchsammelstelle] gefahren und bin um zehn nach sieben im Winter mit dem Zug nach Rosenheim ins Gymnasium gefahren. Im Sommer fuhr ich mit dem Rad, damit ich mir die fünf Mark vierzig monatlich für die Zugfahrt sparen konnte. Denn das Fahrtgeld war mein Taschengeld.

Nach meinem Abitur 1964 wurde die Landwirtschaft dann verpachtet. Als die beiden Pächter die Pacht aufgaben, verpachtete ich die landwirtschaftlichen Grundstücke einzeln, den Wald bewirtschaftete ich selbst. Das moorige Gelände war ursprünglich sehr problematisch. Es war im Sommer teilweise so nass, dass die Rösser beim Ackern oder Heu einfahren etwa 30 Zentimeter breite Holzschuhe an ihren Hufen trugen, damit sie nicht im Boden versanken. Wir hatten Hafer,

Gerste und Kartoffeln angebaut. Als Bub musste ich auch Kühe hüten, wir haben dabei Kartoffelfeuer gemacht – es war eine wunderbare Zeit.

I: Wurde auf den Kartoffelfeldern nicht viel gestohlen, nachdem die Ernährungslage in Nicklheim für viele sehr bescheiden war?

Es ist vermutlich genauso viel gestohlen worden, wie woanders auch. Als die Flüchtlinge gekommen sind, aus der Not heraus, vielleicht ein bisschen mehr.

I: Können Sie sich an ein Weihnachten in ihrer frühen Kinderzeit erinnern?

Die Wirtschaft war von der Straßenseite begehbar, von dort kam man geradeaus in die Wirtsstube. Vom Hof her führte der Hintereingang geradewegs in die Küche. An Heiligabend war schon am Nachmittag die Türe zugesperrt, weil das Christkindl gekommen ist. Wir hatten einen großen Christbaum, es gab Geschenke. Ich hatte schon als Kind Jägerblut in mir: Der Großvater hat gejagert, mein Vater, die Mutter. Ich wünschte mir immer schon als kleiner Bub ein Luftgewehr. Mit zehn Jahren schoss ich meinen ersten Rehbock, auch wenn es verboten war. Und so wünschte ich mir eben das Gewehr, bekam es aber lange nicht. Meine Mutter sagte immer: „Wenn du fest sparst.“ Und eines Tages lag tatsächlich unter dem Christbaum ein Diana-Luftgewehr. Das kostete damals vielleicht 20, 30 Mark. Weihnachten war immer recht geheimnisvoll: Das Christkind hat erst läuten müssen, dann durfte man erst die Türe aufmachen. Zur Bescherung brannten schon die Kerzen. Die Christmette war um 12 Uhr Mitternacht, zuvor gab es bei uns immer die Mettenwürste und Punsch, denn nach der Mette mussten wir ins Bett. Weil wir eine Metzgerei hatten, gab es bei uns statt der Mettenwürste Weißwürste. Es kam auch immer der Nikolaus zu uns. Ich war ein schlechter Esser, den Kartoffelsalat mochte ich zum Beispiel nie essen. Und als ich nur die Kette rasseln hörte, bekam ich Panik und hätte als kleiner Bub gerufen: „Gebt’s mir an Kartoffelsalat!“ – So wurde es jedenfalls erzählt. An Weihnachten waren wir in der Familie mit Onkel Sepp und Tante Lisbeth zusammen, auch die Luise, unser Hausmädchel, war mit anwesend.

I: Und die Franzosen und Polen während des Krieges?

Das weiß ich nicht mehr genau. Ich glaube mich zu erinnern, dass auch der Stefan und die Geneveva an Weihnachten in unserer Familie dabei waren. Die Franzosen feierten eigenständig.

I: Wie haben Sie ihre Kindheit in Erinnerung?

Ich hatte eine sehr spartanische und strenge Erziehung. Ich musste schon sehr früh in den elterlichen Betrieben mitarbeiten, wurde als Heranwachsender nicht von der Arbeit verschont. Meine Erziehung lag auch weitgehend in den Händen meines Onkels Sepp. Er war nicht gerade zimperlich, auf gut bayrisch ausgedrückt, ein „grober Hund“ – ein Metzger eben. Wenn ich Ihnen erzählen würde, wie meine Kindheit unter ihm ausschaut, würde man heute des öfteren sicherlich von Kindesmisshandlung sprechen. Er hatte brutale Bestrafungsmethoden, die ich hier im Einzelnen gar nicht wiedergeben möchte. Aber nur so viel: Der Ochsenfiesel – kennen Sie den? – Das war sein Lieblingsinstrument für seine Bestrafungen. Den durfte ich oft und ergiebig auskosten! Schon als Schulbub holte er mich frühmorgens aus dem Bett, wenn „Sau abstechen“ angesagt war. Der Onkel Sepp, beinamputiert, sodass ich ran musste, war immer schadenfroh, wenn ich als kleiner Pimpf die Sau mit dem Holzschlegel nicht richtig traf, er mich dann zusammenstauchte, wenn die Sau im Schlachthaus schreiend herumrannte. Er war ein richtiger Sadist und fand später selber dann auch kein rühmliches Ende.

Mein Bruder ist während seiner Schulzeit nicht in Nicklheim aufgewachsen, ihn hat meine Mutter nach Friedberg bei Augsburg in die Obhut seiner Tante Babett und vom Onkel Toni, der dort Lehrer war, gegeben. Dort ist er zur Schule gegangen und war nur in den Ferien hier.

I: Auch in der Schule herrschte nach den Erzählungen der Nicklheimer körperliche Gewalt.

Damals hat man das, glaube ich, nicht nur in Nicklheim als nichts Außergewöhnliches angesehen, wenn man in der Schule auch mal körperlich gezüchtigt wurde, „Tatzen“ bekam oder an Ohren und Haaren gezogen wurde. Wir Buben haben das auch ganz oft herausgefordert. Wir sind z.B. auf der Straße Schlittschuh gelaufen. Der „Nickl-



Die Schule Nicklheim im Jahre 1925, vermutlich mit Lehrer Richard Mengele.
Fotoarchiv Familie Ludwig Nickl

berg“ hatte da so seine Reize. Ihn haben wir mit Wasser bespritzt, damit es eisig wurde und wir so besser fahren konnten, zum Leidwesen der Torffuhrwerke, die dabei in den Graben rutschten. Da gab’s eben mal wieder ein paar Watsch’n [Ohrfeigen]. Heute käme dafür die Polizei.

I: War denn hier ein rechtsfreier Raum?

Wenn Sie das als rechtsfreien Raum ansehen – ich empfinde das nicht so. Das war einfach der damaligen Zeit und den schwierigen Umständen geschuldet. Anderswo war es sicherlich auch nicht besser. Der erste Lehrer, Richard Mengele, der 1923 hierher kam, muss eine Seele von Mensch gewesen sein. Ich kenne ihn nur aus der Beschreibung der Schulchronik. Als ich Anfang der siebziger Jahre die Chronik¹⁹ recherchierte, war ich viel bei den Leuten, habe mir die Geschichten erzählen lassen. Und die Leute damals kannten den Lehrer noch. Sie erzählten von allen ehemaligen Lehrern nur mit Hochachtung.

I: Wie kam die Chronik von Nicklheim zustande?

Der Gedanke kam zur Hundertjahr Feier unseres Ortes 1976. Es war viel Arbeit. Ich war der Sammler, der Interviewer vor Ort, der Fotograf. Mein Vetter Ludwig Ehrenreich war damals schon in Pension, er hatte bei der Bayerischen Landesbank gearbeitet und hatte nun Zeit zum Schreiben. Ich sammelte, recherchierte, korrigierte und schrieb selbst einige Absätze. Er ging ins Staatsarchiv. So ergänzten wir uns und es wurde eine Chronik daraus.

I: Welche Stellung hatten Sie als Jugendlicher in Nicklheim inne?

A bissl a Capo war ich schon immer. Wohl schon allein dadurch, dass ich zum Beispiel auf das Gymnasium gehen durfte. Wir waren damals zu zweit: Ein Mädchen, die später Lehrerin wurde, und ich. Ich war sicherlich der erste Bub aus Nicklheim, der aufs Gymnasium ging.

Damals gab es noch eine Aufnahmeprüfung. Die Voraussetzungen der Nicklheimer Schule - mit vier Jahrgängen in einer Klasse - waren dafür denkbar schlecht. Ich hätte die Aufnahmeprüfung in Rosenheim nie und nimmer bestanden, wenn ich nicht Nachhilfeunterricht gehabt hätte, vieles hatten wir an der Nicklheimer Schule ja noch gar nicht gehört. Mein Onkel Sepp aus Rosenheim, der nahezu 40 Jahre lang Lehrer in Höslwang war, kannte den Professor Huber von der Oberrealschule, dem heutigen Finsterwalder Gymnasium, er gab mir Nachhilfeunterricht. Zu ihm fuhr ich mehrere Monate mit dem Fahrrad dreimal pro Woche nach Rosenheim, damit ich die Aufnahmeprüfung für die Oberrealschule bestehen konnte.

I: Wie hat es das Mädchen geschafft?

Sie hatte wohl auch Nachhilfeunterricht, das weiß ich aber nicht. Sie ging auf das Mädchen-Realgymnasium. Sie kam aus einfachen Verhältnissen, ihre Mutter arbeitete im Torfwerk, heiratete später einen Torfarbeiter. Das Gymnasium kostete damals nichts, nur die Zugfahrt mussten wir bezahlen.

Damals waren die Straßenverhältnisse noch sehr schlecht, denn erst 1960 wurde die Straße nach Raubling geteert. Wenn wir in der Wirtschaft im Herbst den Bräukirta [Kirchweihfest] hatten, haben wir immer vorher gehofft, dass es nicht längere Zeit regnet. Denn die Straße war so sehr mit Schlaglöchern überzogen, dass bei Regenwetter viele Leute einfach nicht kamen. Im Winter hatten wir oft sehr hohe Schneewehen, so dass man nicht mehr mit dem Rad fahren konnte, dann musste es eben getragen werden. Heute unvorstellbar!

I: Wie war es für Sie als Nicklheimer in einer Rosenheimer Schule?

Bei den Lehrern war ich der „Fuiz'n-Tarzan“. Von den Schülern wurde ich wegen meines Aufzugs eher ausgelacht. Wenn schlechtes Wetter war, kam ich mit Gummistiefeln, Knickerbocker und Hosenträgern in die Schule. So war man in der Stadt einfach nicht angezogen. Aber dadurch, dass ich immer, von kleinster Kindheit an, körperlich schwer arbeiten musste, hatte

ich viel Kraft. Und so konnte ich mir Respekt bei den Klassenkameraden schaffen, war immer der Sieger beim Raufen, da ist ihnen dann das Lachen vergangen. Sie trauten sich irgendwann nicht mehr, sich mit mir anzulegen. Wenn wir heute Klassentreffen haben, sagen mir meine ehemaligen Schulkameraden heute noch, ich wäre die graue Eminenz gewesen, von der es hieß: Den „Nickei“ sollte man besser nicht reizen, da ziehen wir den Kürzeren.

I: Sie hätten auch Bauer und Wirt werden können. Wenn mich meine Familie nicht auf das Gymnasium geschickt hätte, sicherlich, denn dann wäre es vielleicht anders gelaufen. Ich wäre bestimmt auch ein guter Wirt geworden. Das Gymnasium habe ich meiner Verwandtschaft väterlicherseits zu verdanken.

I: Wie haben Sie ihr Leben in ihrer Familie empfunden?

Mein Vater ist leider sehr früh, viel zu jung verstorben. Er war – wohl weil er erst so spät geheiratet hatte – sehr auf uns Kinder fixiert. Er hat immer zu unserer Mutter gesagt, wenn er in die Stadt fuhr: „Pass mir bloß gut auf die Buben auf, denn wenn ihnen etwas passiert, dann kannst Du gehen.“ Im Grunde hatte ich zwar ein hartes, aber doch recht sorgloses, von großer Freiheit und Selbständigkeit geprägtes Aufwachsen.

Meine Mutter war eine mehr auf Distanz bedachte Frau. Ich glaube, meine Mutter hatte sich in Nicklheim nie so wirklich wohl gefühlt. Als junge Frau arbeitete sie in Bonn und Seeshaupt in renommierten Restaurants. Dort war sie sehr geschätzt. Und Bonn und Nicklheim waren halt damals Welten auseinander, die Heirat hatte sie aber dann doch in die Filze „verschlagen“.

I: War es auch für Sie ein Unterschied, ob jemand Filzler war?

Nein. Ich bin gern ein „Fuizler“ und stolz darauf. Ich bin hier aufgewachsen und integriert. Ich habe mich in Nicklheim immer sehr wohl gefühlt und habe mich nie als besser, gescheiter oder anders gefühlt. Ich helfe jedem gerne, es kommen oft Leute zu mir, die mich um Rat fragen.

I: Sie haben immer eine Familie mit Eigentum hinter sich gehabt, die Torfarbeiterfamilien dagegen nicht.

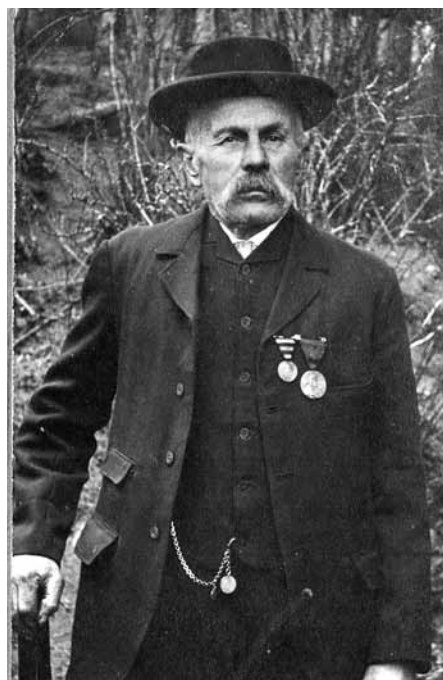
Wir haben nie Hunger gelitten. Das ist klar, in einer Wirtschaft und einer Metzgerei war immer etwas zu essen da. Das war bei den Bauern in Großholzhausen nicht anders. Wirtschaftlich ging es uns nie schlecht. Aber ich spielte genauso mit den anderen Kindern, ich war genauso wild wie alle anderen. Wir haben miteinander gerauft, Fußball gespielt und gemeinsam Streiche ausgeheckt, da gab es überhaupt keinen Unterschied. Ich lernte als Bub Geige, spielte im Nicklheimer, Holzhauser, Raublinger und Kirchdorfer Kirchenchor, in der Liedertafel, im Schulorchester. Als ich später einen Unfall hatte, konnte ich nicht mehr Geige spielen und lernte Klarinette. Von da an spielte ich in der Holzhauser Blasmusik mit. Ich weiß nicht, wo Eigentumsverhältnisse im Umgang mit anderen jemals eine Rolle spielen sollten.

I: Kamen Sie denn als Kind oder Jugendlicher in die Barackenwohnungen ihrer Spielkameraden?

Als Nicklheimer Kinder haben wir uns natürlich nicht in den Wohnungen besucht, sondern uns meistens draußen rumgetrieben. Wenn wir mal wen daheim besuchten, dann zum Beispiel den Eisner Sepp – er war ein Nicklheimer Original. Man kann ihn auf allen Vereinsbildern entdecken, ob beim „Verein der Gemütlichkeit“ oder beim Veteranenverein: Derjenige, der den Maßkrug in der Hand hält, ist der Eisner Sepp. Er hat selbst Johannisbeerwein angesetzt, hatte in seiner Stube eine Vogelvoliere. Wir waren oft bei ihm, haben um Vögel gehandelt. Er hat sich diebisch gefreut, wenn wir seinen Johannisbeerwein getrunken hatten, aus seiner Hütte an die frische Luft kamen und es dann halt passiert war und wir unseren ersten Rausch hatten – mit zehn Jahren!

Ich bin überall umher gekommen. Nur seltsamerweise – zur Fuiz'n [Siedlung in der Hochrunstfilze] hinauf gab es von Anfang an kein Hindernis – doch war das Bahngleis lange Jahre wie eine Trennungslinie. Wenn ich auf die andere Gleisseite hinüber musste, hatte ich anfangs gewisse Hemmungen. Meine Mutter hat mir

ursprünglich eingebläut: „Dort drüben hast du nichts zu suchen.“²⁰ Später war das dann nicht mehr so.



Sepp Eisner – ein Nicklheimer Original.
Fotoarchiv Familie Ludwig Nickl.

Wir hatten in der Wirtschaft das einzige öffentliche Telefon. Wenn für jemanden angerufen wurde, wurde ich losgeschickt, denjenigen zu holen. Dem Anrufer sagte man, er solle in einer Viertelstunde wieder anrufen und ich fuhr mit dem Radl los und habe die Leute geholt. Sie warteten dann am Telefon, bis wieder angerufen wurde. Über diesen Telefondienst kam ich dann überall und in vielen Häusern herum.

I: Gab es Treffpunkte für die Jugendlichen?

Ein etwas komischer Treffpunkt war beim Maler Gassert. Er war akademischer Kunstmaler und baute sich nach dem Krieg hier ein Haus, nachdem er in München ausgebombt worden war. Er war ein komischer Kauz, ein Sammler. Er hatte sich einen Malhügel angelegt mit einem „Kussplatz“ drauf. Dort haben wir uns dann getroffen, uns über ihn lustig gemacht und geschaut, was er dort so alles trieb.

I: Arbeiteten Sie auch einmal im Torfabbau?

Ich habe selbst als Jugendlicher auch Torf gesto-

chen. Aber nur in unserem eigenen Haustorfstich. Mit dem Torfwerk hatte ich keine allzu großen Berührungspunkte. Als ich die Landwirtschaftsgebäude abgerissen hatte, ließ ich die Torffläche auffüllen, damit man sie landwirtschaftlich nutzen konnte, der Torfstich verschwand. Heute besitzt meine Familie noch einen Torfstich in Spöck. Er wird derzeit aber nicht genutzt.

I: Wie war es für Sie während Ihrer Berufstätigkeit als Nicklheimer - hatten Sie durch ihren Wohnsitz Nachteile?

Überhaupt nicht. Ich habe Nicklheim immer verteidigt und gesagt: „Nicklheim ist der schönste Ortsteil von Raubling. Wenn wir jemanden herein lassen, braucht er dafür ein Visum.“

I: Spielten Sie in Nicklheim eine Sonderrolle, da sie studiert und eine gehobene berufliche Stellung innehatten?

Ich habe sicherlich eine breite Anerkennung im Ort, insbesondere der Kirchengemeinde, aber auch in der politischen Gemeinde, für die ich auch Einiges geleistet habe. Ich bin ein Gesellschaftsmensch und bringe mich auch ins Vereinsleben ein. Wenn Sie das als Sonderstellung bezeichnen möchten - ich empfinde es nicht als solche.

I: Sie sagten, immer sehe man den Eisner Sepp mit dem Bierkrug in der Hand. Welche Rolle spielte ihrer Meinung nach der Alkohol in Nicklheim?

Die Leute haben damals von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang im Torffeld gearbeitet. Wenn dann Feierabend oder Sonntag war, ist auch mal gefeiert und natürlich auch getrunken worden. Das habe ich in der Wirtschaft auch mitbekommen, weil da auch schon mal gerauft wurde. Am nächsten Tag war wieder alles vorbei.

In meiner Familie ist wenig Bier getrunken worden, eher ein Glaserl Wein, begünstigt wohl dadurch, dass meine Mutter längere Zeit im Rheinland war.

I: Wer hat mit wem gerauft?

Meist jeder mit jedem. Wenn sie betrunken waren, hat oft schon ein falsches Wort genügt, niemand hat mehr gewusst, warum. Meist waren

es nur Lappalien. Das war immer das Gleiche. Hinterher waren sie wieder Freund miteinander und alles war vergessen.

I: Wie hat Ihre Mutter als Wirtin durchgegriffen?

Meine Mutter hat sicherlich nicht bei den Raufereien eingegriffen. Aber der „Kreckl Sepp“, mein Onkel. Er war ein kräftiges Mannsbild, hat die Männer gepackt, ihre Köpfe zusammengeknallt und vor die Türe gesetzt. Da ist alles meist sehr rasch gegangen. Dann war wieder Ruhe, gegen ihn traute sich keiner aufzumucken.

I: Welche Erinnerungen haben Sie an das Leben in der Gastwirtschaft?

Sonntags und bei Feiern waren oftmals viele Leute in der Wirtschaft. Nach der Kirche war Frühschoppen, da wurde Karten gespielt, dann sind die Leute zum Essen heimgegangen und am Abend manchmal wiedergekommen. Aber nicht zu lange, denn am nächsten Tag musste man wieder hart arbeiten. Die Leute von der gegenüberliegenden Straßenseite haben sich ihr Bier im Maßkrug bei uns in der Wirtschaft geholt. Gegessen wurde in der Wirtschaft relativ wenig, dafür hatten sie zu wenig Geld. Von den alten Nicklheimern ist mir erzählt worden: „Sie san mit'm Schneitzücherl kemma und san mit'm Schneitzücherl nach der Saison wieder ganga.“²¹ Das Geld, das die Arbeiter verdienen, ist mehr oder weniger fürs Essen und für die Männer auch fürs Trinken draufgegangen, sicherlich nicht für die Kleidung. Deshalb hatten die meisten auch mehrere Jobs. Die Torfstechersaison war am 25. Juli zu Ende, von da an wurde nicht mehr gestochen. Dann sind viele Nicklheimer zum Hopfenzupfen und anschließend zum Kartoffelklauben gegangen. Das war in der Anfangszeit, der Pionierzeit bei vielen selbstverständlich, aber auch noch später für manche so.

Ich habe halt die Feste nach den 50er Jahren in der Wirtschaft in Erinnerung. Es war immer irgendwas los. Es gab im Sommer Trachtenfeste – einmal fand sogar das Gautrachtenfest in Nicklheim statt - das Veteranenfest, der Fußballverein hatte seine Clubabende, im Herbst war Bräukirta. Zu Weihnachten waren Christbaumversteigerungen, jeder Verein hatte seine Tombola, im Fasching Bälle. Zum Bräukirta

luden wir unsere Kunden und Lieferanten ein. Sie kamen überwiegend von auswärts. Noch vor meiner Zeit zählte auch die Gräfin Degenfeld vom Schloss Neubeuern mit ihren Gästen, wie z.B. dem Dichter Hugo von Hoffmannsthal, zu ihnen. 1954 wurde unsere Wirtschaft um einen Saal erweitert. Wenn nicht Bedarf gewesen wäre, hätte man ihn sicher nicht gebaut. Dort fanden dann die Hochzeiten, vor allem der Nicklheimer, statt. Ich glaube, dass fast alle Nicklheimer meiner Generation in unserer Wirtschaft ihre Hochzeit gefeiert haben.

I: Welche Alternativen gab es für die Nicklheimer zum Wirtschaftsbesuch?

Im Winter zum Beispiel das Eisstockschießen. Oder man hat sich zu einem Ratsch zusammengesetzt. Auch Theateraufführungen gab es bei uns im „Salettl“. Was hätte es in Nicklheim sonst noch gegeben? Man musste ja immer mit dem Rad fahren bei nicht gerade idealen Straßenverhältnissen. Pfarrabende gab es auch noch nicht. Die Kirche hat sich damals in dieser Hinsicht wenig engagiert, erst in den letzten circa 30 Jahren, seit wir einen Pfarrgemeinderat haben. Seitdem gibt es Seniorennachmittage, Adventsfeiern und ein großes Kursangebot für Jung und Alt. Zuvor waren in der Kirche außer am Patrozinium, an Ostern, Pfingsten und Weihnachten, oder wenn ein Verein eine Fahnenweihe hatte, keine großartigen Feiern. Einen Fronleichnamzug hat es immer schon gegeben, auch heute noch. Die Altäre sind beim Neiderhell, beim Fischbacher, beim Nickl und in der Kirche aufgestellt.

Nach einer Beerdigung gab es meist einen Leichentrunk in der Wirtschaft. Den hat sich kaum einer gespart. Es gab in der Regel keine Beerdigung ohne Leichentrunk hinterher. Anders dagegen bei Taufen – ich kann mich nicht daran erinnern, dass in der Wirtschaft eine Taufe gefeiert worden wäre. Das war nicht der Brauch. Eine Taufe war ein rein familiäres Ereignis. Bei der Firmung machte der Pate mit dem Firmling einen Ausflug, da war man auch nicht bei uns in der Wirtschaft. Firmungen fanden auch nicht in Nicklheim statt, sondern in der Christkönig-Kirche in Rosenheim.

Als Bub war ich häufig in der Wirtschaft. Meist hockte ich aber auf der Schenke, vor allem immer dann, wenn ein Faschingsball war. Die Nicklheimer sind mit urigen Masken gekommen, und ich durfte zuschauen. Das war ein ganz besonderes Erlebnis. Die Bälle waren bei uns gut besucht. Es ging immer hoch her. Alle Vereine hielten ihren Ball ab, wir selbst veranstalteten einen Hausball. Der Doktor Fuckel hat die Nicklheimer ärztlich versorgt. Wenn er auf Krankenbesuch war und beim Nickl ein Ball war, ist es schon mal vorgekommen, dass er sein Schnauferl [Auto] abgestellt hat, schnell hereinkam und zwei Runden mit meiner Tante Lisbeth tanzte, dann fuhr er wieder weiter. Nicklheim ist für seine Feiern bekannt. Lange Jahre wurde ein Festzelt aufgestellt. Bei uns sind da Biermengen ausgeschenkt worden, die für die Flötzinger Brauerei eher unvorstellbar waren. In Nicklheim war das Zelt immer voll. Wenn da eine Veranstaltung war, hat sich jeder verpflichtet gefühlt, auch zu kommen. Das ist in den anderen Dörfern nach meinen Erfahrungen nicht so. Wenn heute der Fischbacher Sepp sein Dorffest veranstaltet, kriegt man kaum einen Platz.

I: Über Ihren Großvater wird erzählt, dass er an den Torfarbeitern gut verdient habe. Was sie im Torfabbau verdienten, hätten sie in der Wirtschaft und im Lebensmittelladen wieder bei ihm ausgegeben. Wie sehen Sie das?

Das ist doch nichts Ehrenrühriges und ich empfinde es als ganz normal, wenn man ehrliche Geschäfte macht, so ist der Wirtschaftskreislauf. Das ganze Leben ist ein Geben und Nehmen. Was Sie fragen, ist auch in der Chronik so festgehalten. Mein Großvater war ein tüchtiger und erfolgreicher Unternehmer, aber stets auch sozial sehr engagiert. Er betätigte sich zum Beispiel auch als Heilpraktiker, hat seine Torfarbeiter mit ihren Wehwechen umsonst behandelt. Die Tragik für ihn selbst war, dass sein ältester Sohn, er hieß auch Ludwig, in Raubling auf einer Treibjagd angeschossen worden ist. Er wollte ihn nicht selber behandeln und holte den Sanitätsrat Glaser aus Brandenburg. Am selben Tag war in der PWA²² eine Kesselexplosion, der Doktor kam direkt von

dort und hatte vermutlich seine Instrumente nicht gewissenhaft gereinigt. Beim Entfernen der Schrotkugeln aus dem Oberschenkel arbeitete er also nicht sauber. So bekam mein Onkel einen Wundstarrkrampf, verstarb acht Tage später unter furchtbaren Schmerzen. Es kam zu keiner Anzeige, weder beim Jäger, der ihn angeschossen hatte, noch beim Doktor, der das Ganze zu verantworten hatte. Die Männerfreundschaft zwischen meinem Großvater und dem Doktor Glaser hat nie geendet. So etwas ist heute unvorstellbar!

I: Aber er hat sich sicherlich über die Arbeit der Torfarbeiter bereichern können.

Ist das nur eine provokante Frage oder ist das wirklich Ihre Meinung? Denn wenn es Ihre Meinung ist, haben wir offenbar ein unterschiedliches Sprachverständnis, angesichts meiner Schilderungen meines Großvaters auf den Erzählabenden und des Inhalts der Chronik. Ich erzähl's aber gerne nochmal: Aus der von Ihnen bezeichneten „Bereicherung“, sind meinem Großvater zum Schluss nur ein paar Kühe übrig geblieben, als er erst inmitten der immer weiter fortschreitenden Geldentwertung im Zuge der Währungsreform 1922 eine mehr als unangemessene Entschädigung für seinen erzwungenen Betriebsübergang auf die Saline und den vorzeitigen Verlust seines Akkordverhältnisses vom Salinamt erhielt. Vorher hatte er Unterkünfte für seine Arbeiter gebaut, über 40.000.- Mark in den Aufbau einer Landwirtschaft gesteckt, damit die Leute endlich frische Milch für ihre Kinder anstelle des Trockenpulvers hatten. Er hat sich mit hohen finanziellen Beiträgen um eine Wasserleitung bemüht, um ein einigermaßen sauberes Trinkwasser für den Ort zu haben. Eine Metzgerei wurde eröffnet, um die Bevölkerung mit Fleisch versorgen zu können. Mein Großvater engagierte sich immer für „seine“ Torfarbeiter, das sehen Sie an den vielen Resolutionen, die er für die Belange der Nicklheimer Bevölkerung mitgetragen hat, sowie die Einrichtung einer eigenen Betriebskrankenkasse. Er hat kostenlos von seinem eigenen Grund und Boden den Baugrund für die Kirche und den Friedhof abgegeben, das hätte er nicht tun müssen. Ebenso hätte er auch nicht

den Grund für den Schulhausbau kostenlos zur Verfügung stellen müssen. Aber was wäre aus Nicklheim ohne Schule und Kirche wohl geworden. Und er hat in Großholzhausen, bevor in Nicklheim eine Schule gebaut wurde, für alle Schüler, die von Nicklheim aus die dortige Schule besuchen mussten, auf seine Kosten beim Gasthaus Kreckl eine „Suppenanstalt“ eingerichtet, damit die Schulkinder wenigstens einmal am Tag eine warme Mahlzeit bekamen. Damit erscheint das Wort „Bereicherung“ sicherlich in einem anderen Licht!

Meine Großmutter ist 1954 gestorben, bei ihr bin ich mehr oder weniger groß geworden. Meine Großmutter war eine sehr gutmütige, bescheidene Frau, die sehr viel verschenkte, nie groß im Vordergrund stand. Ihre Devise lautete: „Ned aufmuckn, staad sei“. Die Nickl-Mutter war die Wirtin, die Hausmutter. Und bei meiner Großmutter ist nie einer leer ausgegangen, wenn er in Not war oder nichts zu essen hatte. Sie war noch eine Frau vom alten Schlag. Es war eine Generation, in der es noch eine Hierarchie zwischen Mann und Frau gegeben hat. Das Sagen hatte absolut mein Großvater, er war das Oberhaupt einer neunköpfigen Familie. Er hat alles besorgt, sogar ihre Kleidung in München gekauft, sie kam von Nicklheim nur selten weg. Beide haben sich aber gut ergänzt. Ich habe großen Respekt vor ihrer Lebensleistung und werde sie stets in Ehren halten.

Nochmal zurück zum Großvater: Ich bin überzeugt, er hat sich viele Gedanken darüber gemacht, wie er die Ortschaft Nicklheim in dieser schwierigen Gründungsphase fördern konnte. Das bezeugte er auch dadurch, dass er nach zehn Jahren seiner unfreiwilligen Abwesenheit von Schnaitsee wieder nach Nicklheim zurückgekommen ist. Insofern darf man ihn mit Fug und Recht als fleißigen, engagierten Unternehmer und Pionier charakterisieren. Er hat soziale Verantwortung übernommen, die ein guter Unternehmer trägt und das schon lange, bevor das ein Modewort wie heute war.